Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 50

Artikel: Fräulein Sabines Ende

Autor: Waldstetter, Ruth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647939

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 50 — XII. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 16. Dezember 1922

Schneefall.

Von Walter Dietiker.

Engel schwingen allerenden
Glöcklein in den sachten Händen.
Wie die Silbertöne wallen
Und so leis zur Erde fallen!

Oder flocken weiße Flügel
Träume über Tal und Hügel,
Träume, die den Erdendingen
Schlummer und Vergessen singen?

Friede, Friede allerwegen!
Soll kein Fuß und Rad sich regen!
Laufen wo noch Spurenreihen,
Läßt der Herr sie leis verschneien.

Fräulein Sabines Ende.

Erzählung von Ruth Waldstetter.

Fräulein Sabine bewohnte allein ein großes Haus in einem schönen Garten. Sie hielt sich ein Zimmermädchen und eine Haushälterin, und der Gärtner ihres Neffen, des Bankiers D., besorgte ihr den Garten. Jeden Abend um 5 Uhr erschien an der Einfahrt der Wagen von Fräulein Sabines Nichte, Frau Fabrikant Schirmeyer, und holte die alte Dame zur Spazierfahrt ab; denn mit Kutscher und Wagen und Pferden wollte sie sich nicht mehr plagen.

So war Fräulein Sabines Leben aufs beste eingerichtet. Und eigentlich hatte sie es nie anders gekannt. Sie war die einzig Ueberlebende von drei Geschwistern. Von ihrem Bruder stammten die Neffen und Nichten ab, die sie in ihrem Alter betreuten, jeden zweiten Sonntag zum Nachmittagskaffee erschienen und alle Jahre ein paar hübsche und wohlerzogene Kinderchen mehr mitbrachten zu Tantchens sonntäglichem Kuchenfest. Sie waren alle rührend in ihrer Fürsorge für das alte Fräulein; die Mädchen stickten, die Knaben laubsägten für sie. Und jeweilen am Neujahrstag versammelte sich die Familie zum ersten Fest des Jahres bei Tante Sabine. Mit dem Glückwunsch empfing dann ein jedes, ob groß oder klein, ein neues, schönes Goldstück aus Tantchens Geschenkkasse. Für die größeren Familien machten die sechs oder sieben Zwanziger ein ganz hübsches Gabensümmchen aus.

Fräulein Sabines einzige Schwester war als zehnjähriges Mädchen gestorben. Und dieser Verlust bedeutete wohl das größte Ereignis im Leben der Zurückgebliebenen. Im übrigen war dieses Dasein ohne tiefe Erlebnisse und auf durchaus angenehme Weise verflossen. Warum Fräulein Sabine nicht geheiratet hatte, wußte niemand recht zu sagen. Sie war zwar niemals schön, niemals besonders liebenswürdig oder klug gewesen; aber was besagt das, da sie doch reich war? Vielleicht hatte sie es vorgezogen, ihren Reichtum nicht einem Manne anzuhängen, der ihn möglicherweise vergeudet und sie noch unglücklich gemacht hätte. Jedenfalls war das Vermögen in ihrer eigenen ängstlichen Obhut und in der sorgfältigen Behandlung des Bankiers D., der es dem alternden Fräulein verwaltete, am sichersten aufgehoben.

„Geld bringt Verantwortung", pflegte Fräulein Sabine zu sagen, belehrend und würdevoll in ihren jüngeren Jahren, sorgend im Alter und in den letzten Zeiten ihres Lebens mit Seufzen und Stöhnen.

Neben den äußeren Glücksgütern besaß Fräulein Sabine ein hübsches musikalisches Talent. Sie pflegte es natürlich nur zum privaten und gesellschaftlichen Gebrauch; aber es gab ihrem Dasein immerhin eine Richtung, es etikettierte ihr Leben gewissermaßen, und man sagte von Fräulein Sabine „sie musiziert sehr viel" wie von andern „sie geht aufs Büro" oder „er studiert Medizin". In ihren höheren Jahren wurde sie etwas schwerhörig und schwachsichtig, und das Musizieren hörte nach und nach auf. Aber in Ermangelung anderer Kennzeichen wurde es nach wie vor als ihr geistiges Merkmal erwähnt. Ja, je weiter die Zeit ihres Musizierens zurückschwand, umso mehr Bedeutung gewann ihre musikalische Vergangenheit in den Reden ihrer Verwandtschaft.

Uebrigens wurde Tante Sabine in ihrem höheren und höchsten Alter den Neffen und Nichten oft etwas unbequem. Sie bekam nämlich Schrullen, wie alle alten Leute, und da sie

eine mit besonderen Rücksichten zu behandelnde Respektsperson darstellte, so wurden ihre Ideen, ihre Aengste und Begehren oft zu wahren Problemen für die Familie.

Es war vor allem die Sorge um den Besitz, die Fräulein Sabine im Alter zu plagen anfing. Bald meinte sie, ihr Vermögen reiche ihr nicht mehr zum Leben; dann mußte ihr Neffe, der Bankier D., lange Aufstellungen machen und Beweisführungen erbringen, bis die alte Dame sich endlich über die Sicherstellung ihres Lebensabends beruhigte. Bald erregten die Bank- und Börsenberichte in der Zeitung Fräulein Sabines Aengste, und sie sah große Verluste oder gar ihren gänzlichen Ruin bevorstehen.

Leider war sie nicht dazu zu bewegen, die Zeitung oder wenigstens den Handelsteil nicht mehr zu lesen. Sie sagte, es würde sie tausend Mal mehr beunruhigen, wenn sie keine Kontrolle mehr über den Stand der Geschäfte hätte. Daß Fräulein Sabine auch die „Unglücksfälle und Verbrechen" täglich studierte, war für ihre Gemütsverfassung ebenfalls nicht von Vorteil. Die Unsicherheit von Leben und Besitz trat ihr durch die Zeitungsberichte immer deutlicher vor Augen und erfüllte ihr Dasein mit dauernder Angst.

Zwei unglückliche Ereignisse verstärkten in ihren letzten Jahren noch diesen Zustand der Furcht. An einem Herbstabend nämlich wurde im Garten ein verlottert aussehender Bursche schlafend gefunden. Er gab zwar an, nur einen Ruheplatz für die Nacht gesucht zu haben; aber dieser Auskunft schenkte Fräulein Sabine keinen Glauben. Und nur wenige Monate später erfrechte sich ein junger Taugenichts, der Geld für die Ueberfahrt nach Amerika brauchte, Fräulein Sabine einen Erpresserbrief mit den schwärzesten Drohungen zu schreiben.

Das Gemütsleben der alten Dame wurde durch diese beiden Ereignisse merklich erschüttert; ihre Verwandten behaupteten, es sei danach nie mehr ganz ins Gleichgewicht gekommen. Auch als nach ihren eigenen Anordnungen ein Vorlegeschloß am Gartentor, ein Sicherheitsriegel an der Haustür angebracht und ein kleiner, aber bleischwerer Kassenschrank in ihrem Schlafzimmer eingebaut worden war, kam über ihre Seele noch keine Ruhe. Ihr Neffe, der Bankier, mußte einwilligen, seinen Gärtner in ihrem Erdgeschoß einzuquartieren, während Fräulein Sabine mit allem, was in ihrem Haushalt von Wert war, sich ins erste Stockwerk zurückzog.

Diese Angst um den Besitz, die ihr Alter zu einem sorgenvollen machte, äußerte sich auch in Fräulein Sabines Unsicherheit ihren nicht allzu ausgedehnten Wohltätigkeitsverpflichtungen gegenüber. Sie hatte früher gegeben, was man „geben mußte", wie die Redensart ging. Später aber wähnte sie, trotz dem jährlichen Vermögenszuwachs ihre Spenden nicht mehr leisten zu können, und sie setzte den enttäuschten Sammlerinnen die Beiträge herunter und ließ ihnen durch die Haushälterin vertraulich mitteilen, daß es ihr leider in ihrer Lage ganz unmöglich sei, die Vergabungen in der früheren Höhe zu entrichten. Eine wahre Qual war es für sie, wenn ein neu entstandenes Werk sich um Hilfe an sie wandte. Dann meinte sie wohl in klagendem Ton, ob man sie eigentlich zu Grunde richten wolle, und ob sie etwa verantwortlich sei für die Greise und Kranken und Obdachlosen der ganzen Welt oder gar noch für die Tiere, mit denen man einen unvernünftigen Kultus treibe? Und sie verwünschte ihr schönes Haus und den Garten, die den Leuten einen Reichtum vortäuschten, den sie ja gar nicht besitze.

Den Verwandten war es oft etwas peinlich, wenn sie auf den Geberlisten die Beiträge der Tante Sabine sahen; hingegen ließen sie sie gewähren, wenn die Zahlen nicht in der Zeitung veröffentlicht wurden.

Trotz ihren Aengsten und Nöten erfreute sich die alte Dame bis in ihre hohen Jahre einer hervorragend guten Gesundheit. Sie genoß die Freuden einer sorgfältigen Küche sogar mit größerer Aufmerksamkeit als in ihrer Jugend. Sie legte sich allerdings jeden Winter einmal mit einem schweren Katarrh zu Bett, und sie glaubte dann selber sehr bestimmt an ihr bevorstehendes Ende, wenigstens sagte sie so; aber wenn es gegen den Frühling ging, so erhob sie sich jedes Jahr mit großer Selbstverständlichkeit wieder von ihrem Krankenlager. Und ihre Nichten, die in der Stille bereits erwogen hatten, ob es vorsichtiger wäre, sich einen schwarzen Frühlingshut zu kaufen, waren etwas verlegen und beschämt, wenn die Tante sie eines Tages wieder leibhaftig im Wohnzimmer empfing.

In einem kalten Winter jedoch, als Fräulein Sabine ins Dreiundachtzigste ging, schienen ihre Kräfte dem Kampf mit der Krankheit nicht mehr gewachsen zu sein. Sie lag drei Monate und wurde schwächer und schwächer. Schon redeten die Verwandten von ihr nicht mehr wie von einem willensbegabten Menschen, sondern wie von einer hilflosen Kreatur, und der Begriff „Tante Sabine" fing bereits an, seinen früheren Inhalt zu verlieren und in ein schattenhaftes Zwischenreich von Erinnerung und Gegenwart zu rücken. Tante Sabine wurde als eine Sterbende betrachtet. Man besuchte sie, beaugenscheinigte sie, fand sie abgemagert, ihren Atem immer beklommener, und man gab diesen Beobachtungen flüsternd an ihrem Bette Ausdruck. Auch die Kinderchen wurden dann und wann hereingeführt, da die Kranke nicht „schrecklich aussah". Sie hatte nicht selten einen lichten Augenblick, und die Worte, die sie dann mühsam hervorkeuchte, wurden mit Rührung aufgenommen oder man unterdrückte ein Lächeln, wenn sie in den Verwechslungen, die ihr jetzt oft vorkamen, ganze Generationen umstellte.

Fräulein Sabine war aber tatsächlich noch nicht so sehr weit vom Leben entfernt, und sie hätte gern vieles ausgesprochen, wäre sie nicht zu müde gewesen. Ihre Seele war bewegt, während ihr Sichtbares ruhig und scheinbar teilnahmslos dalag; und bedauerlich war es nur, daß die Gedanken diese Bewegungen der Seele nicht mehr richtig erfassen konnten, daß sie sich verwirrten und es der Kranken eine verzweifelte Mühe kostete, nur eine einzige Ueberlegung zu Ende zu bringen. Der Augenblick des ersten Flügelschlagens war für Fräulein Sabines Seele etwas spät gekommen. Auch blieb es nur bei einem schwachen und schüchternen Versuch, den ihr Lebenskeim zu seiner Entfaltung wagte. Es bewegte sich alles noch immer im Antrieb der Angst; doch fühlte diese Angst etwas Neues vor; sie hatte beinahe einen Höhenflug genommen. Denn ihr Gegenstand war nicht länger mehr Leben und Besitz, sondern es handelte sich um ein Plätzchen im Himmel, in dem Himmel, den sich Fräulein Sabine ihr Leben lang mit ziemlich kindlichen

Louise C. Breslau: Das Kinderlied.

Vorstellungen ausgedacht hatte, für den sie nun aber gewillt gewesen wäre, allerlei Opfer aus dem Schatz der angstvoll gehüteten Habe zu bringen — wenn sich das nur alles in seinem Zusammenhang hätte klar ausdenken lassen! Aber Geist und Seele verwirrten sich immer wieder; Einfälle tauchten auf, die oft ganz im Gegensatz zu Fräulein Sabines früheren Lebensgrundsätzen standen, aber eine gewisse Erleichterung brachten; doch sie gerieten ebenso plötzlich in Vergessenheit und waren trotz aller Bemühung nicht wieder zu finden. Nur eines war gewiß: eine schwere Angst und Beklommenheit lastete im Innern, und je weiter das Leben entschwand, umso drückender wurde sie. Und aus der unerhellten Tiefe drangen Gefühle herauf, die der unbeherrschte Gedanke in schreckhafte Phantasien kleidete.

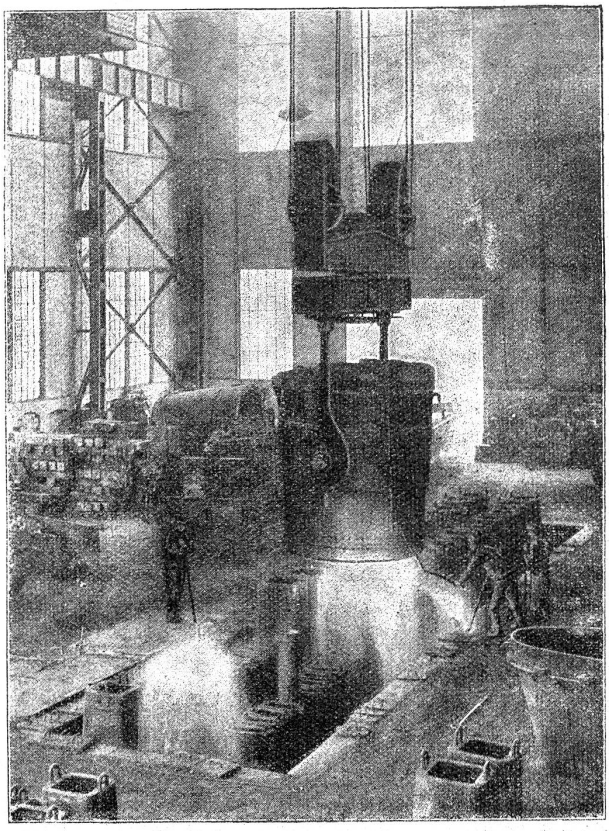
Es war an einem bleichen Winternachmittag, als Frau Natalie Schirmeyer mit ihrem zehnjährigen Töchterchen Lili nach Tante Sabine sehen kam. Sie fand die Kranke wie gewöhnlich still in halb bewußtem Zustand, aber schwer atmend in ihren Kissen liegend; und da es für die energische Natalie stets allerlei im Haushalt nachzusehen gab, so hieß sie ihr Töchterchen auf eine Weile allein bei der Tante bleiben. Lili sträubte sich zwar gegen dieses unheimliche Beisammensein mit dem gelblich-weißen Kopf dort im Bette; aber Natalie erklärte, es sei Unsinn, sich jetzt vor Tante Sabine zu fürchten, bei der man so oft Schokoladekuchen gegessen habe; übrigens werde die Tante nächstens ein Engel sein — was Lili nicht begreifen konnte — und damit schloß sich die Tür hinter Natalie, und Lili blieb allein mit dem weißen Kopf am andern Ende des Zimmers, der Tante Sabine sein sollte.

Obwohl der Kopf die Augen geschlossen hatte, so fürchtete Lili doch, er könnte sie bemerken, wenn sie sich regte, und sie vielleicht sogar zu sich rufen. Sie hielt es deshalb für das Beste, sich erst gar nicht zu setzen, sondern neben der Tür stehen zu bleiben. Es wurde ihr allerdings bald zu warm im Zimmer und sie legte sehr leise Mütze und Mantel ab und stand nun in ihrem hellen Wollkleidchen, die offenen Locken über den Schultern, vor der braunen Tür.

Vielleicht hatte die Bewegung Fräulein Sabine aus ihrem Traum geweckt. Lili sah mit Schrecken, daß der weiße Kopf sich regte und die Lider sich hoben. Weit, weit taten sich diese Augen auf und richteten sich groß auf Lili. Und der Mund begann zu sprechen und flüsterte: „Lisettchen, Schwesterchen, holst du mich? Holst du mich hinüber?"

Lili tastete sachte nach der Türklinke; aber die großen Augen sahen es, und lauter rief es vom Bett: „Geh noch nicht, Lisettchen, bleibe noch einen Augenblick! Ich habe solche Angst!"

Lili wagte nicht mehr, sich zu rühren; und sie schaute verwundert und entsetzt auf den sprechenden Kopf. Denn sonderbare Worte kamen nun von ihm, rasch hintereinander, als müßte in kurzen Minuten Vieles gesagt sein.



Das Giessen der Walzblöcke aus der Giesspfanne.

„Lisettchen", rief es, „weißt du das von der Weihnachtsspende für die Armen und Verlassenen? Du weißt ja alles, nicht wahr? Ich habe nichts gegeben, gar nichts! Aber es heißt: Ich bin krank gewesen und ihr habt mich nicht besucht. Und die Obdachlosen, Lisettchen! Ich habe gesagt, man wolle mich zu Grunde richten mit der Bettelei, aber ich glaubte es ja gar nicht. Warum habe ich das gesagt? Nun wird es auf die Wage gelegt! Lisettchen, Lisettchen, hilf mir!"

Der Mund rief es keuchend mit heiserer Stimme, und jetzt hob sich der gelbliche Kopf ein wenig und er sah schrecklich aus mit dem ungeordneten weißen Haar und den bläulichen Lippen. Lili regte sich nicht, aber ihr Mund zuckte und ihre Augen wurden groß und starr, während sie den Blick auf den unheimlichen Kopf gerichtet hielt.

Und jetzt wimmerte die Stimme vom Bett: „Ach, du kannst mir nicht helfen! Du bist ein seliger Geist. Aber laß mich noch einen Tag hier, nur einen Tag oder zwei Tage: Ich will mein halbes Vermögen, nein, mein ganzes Vermögen — ach, und die Greise! Den Greisen habe ich nur noch den halben Beitrag gegeben, und dem Tierspital gar nichts. Aber ich zahle es nach. Alles in einem Tag. Denn Der drüben erwartet mich. Lisettchen, Lisettchen", die Stimme wurde lauter und war qualvoll anzuhören, „gib mir ein Wort, ein einziges Wort! Du weinst, Lisettchen, du weinst? Bin ich verurteilt? Oh Gott im Himmel, Gott im Himmel, Gott im Himmel!"

Als der bläuliche Mund diese Worte rief wie in einem Fiebertaumel, hielt Lili es nicht mehr aus. Mit einem lauten Schrei entstürzte sie dem Krankenzimmer, und unter Schluchzen nach ihrer Mutter rufend, flüchtete sie über die Treppe.

Fräulein Sabine wurde in schwerer Atemnot gefunden und man machte sich auf das unmittelbar bevorstehende Ende gefaßt.

Aber Tante Sabine, die so oft wieder erstanden war, bereitete ihrer Familie noch eine letzte Ueberraschung. Nachdem sie die Nacht in tiefem Erschöpfungszustand verbracht hatte, schien sie am Morgen völlig klar bei Besinnung zu sein. Sie nahm ihr Frühstücksgetränk mit Appetit und verlangte dann deutlich und bestimmt, daß man ihr Schreibzeug gebe. Sie kritzelte danach mit großer Mühe und einer Kraftanstrengung, die niemand der Sterbenden zugetraut hätte, eine kleine Reihe von Worten und Zahlen, verlangte das Datum zu wissen und setzte es darunter. Mit dieser Leistung aber schien sie ihre Kräfte erschöpft zu haben, denn sie fing wieder an, sonderbare Dinge zu sagen von der Erscheinung eines seligen Geistes — ihrer verstorbenen Schwester, wie sie meinte — mit dem sie sich unterredet haben wollte, und sie erzählte ernsthaft, daß ihr durch seine Fürbitte noch dieser Tag zu leben geschenkt sei. Danach fiel sie in eine Bewußtlosigkeit, aus der sie nicht mehr erwachte.

So hatte Fräulein Sabine Abschied genommen vom Leben. Am dritten Tage nach ihrem Tode wurde sie in einen Sarg aus Eichenholz gelegt und mit allen Ehren bestattet. Ein Privatchor sang an ihrem Grabe. Eine kostbare Marmortafel mit Goldschrift wurde ihr als Leichenstein gesetzt.

Kurz nach ihrem Tode kam aus den Händen der Haushälterin ein Testament zum Vorschein, in dem die Verstorbene ihr ganzes Vermögen an Werke der Wohltätigkeit vermachte. Die Greise, die Obdachlosen, die Weihnachtsspende für die Armen und Verlassenen, ja, sogar der Tierspital, den Fräulein so oft für überflüssig erklärt hatte und andere Stiftungen wurden darin bedacht. Das Vermächtnis war vom Vorabend ihres Ablebens datiert. Es wurde von den Verwandten angefochten und auf Grund der Zeugenaussagen über den letztlichen Geisteszustand der Testatorin, der sich in den sonderbarsten Phantasien geäußert haben sollte, vom Richter als ungültig erklärt.

So hatte sich denn Fräulein Sabines Herz zu spät erweicht, zu spät für die Armen und Verlassenen, zu spät für die Obdachlosen, zu spät für die Mütterchen und Väterchen im Altersheim, zu spät für die stummen Tiere, die kein Wort haben in ihrer Qual. Ob es auch zu spät war für Fräulein Sabine im Sarg aus Eichenholz unter der marmornen Tafel mit Goldschrift?

— Ende. —

Im Eisenwalzwerk.*)

Von Arthur Fürst.

Schwer und wuchtig steht in ihrer niedergeduckten Mächtigkeit die wie aus riesigen stählernen Quadern gefügte Walzmaschine da. Jeder Teil an ihr ist konzentrierte Kraft: die ungeheuren Fundamentplatten, die mächtigen Zahnräder mit dem Mammutgebiß, die armdicken Schraubenspindeln. Alles deutet auf Entschlossenheit, den härtesten Angriffen standzuhalten, jeden, auch den stärksten Widerstand zu brechen. Dieser von der Last der eigenen Schwere in den

*) Aus „Taten der Technik". Ein Buch unserer Zeit. Herausgegeben von Hans Günther. Verlag Rascher & Cie., Zürich.